

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 103 (1977)

Heft: 16

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

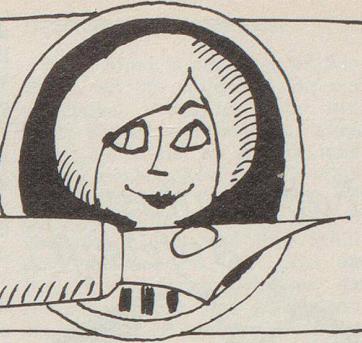
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Glückliches Oesterreich

Vor mir liegt Nr. 66 der NZZ, Ausgabe für Samstag und Sonntag, 19. und 20. März 1977. Darin befindet sich ein ganzseitiges Inserat der österreichischen Fremdenverkehrs werbung. Es ist eine Abbildung aus dem Hallstätter Beinhaus, in Schwarzweiss; oben an der Seite sieht man ein Stück Mauer, dann folgen vier Totenschädel; auf der Stirn des einen ist ein Malteserkreuz eingraben, und über den Augen steht deutlich zu lesen: Maria Steiner. Der übrige Teil der Seite ist mit einer Menge menschlicher Knochen übersät. Sie treten hell aus dem Dunkel hervor und wirken beinahe wie eine moderne Serigraphie. Nur rechts unten ist Platz für Text ausgespart, und dort können Sie lesen: «Im Beinhaus zu Hallstatt sind die Schädel bemalt und angeschrieben. Damit man auch dort noch weiß, wen man vor sich hat. Das Hallstätter Beinhaus liegt eben in Oesterreich.» Sie können einen Talon ausfüllen und erhalten dann Auskunft über Oesterreich, mit Kulturprogrammen, Pauschalarrangements usw. «Weitere Informationen bei den Austrian Airlines und Ihrem Reisebüro.»

Ich bin noch nie mit den Austrian Air-

lines geflogen, habe mir aber sagen lassen, dass man gleich beim Eintritt in das Rokoko-Innere des Flugzeugs mit Mozarts Kleiner Nachtmusik beglückt werde. Da beginnt man sich so recht auf die Salzburger Nockerln und die Palatschinken, die Wiener Oper, den Heurigen bei Zitherklängen in Grinzing und auf die Kaisergruft zu freuen. Und da fallen einem auch die berühmten Wiener Cafés ein, wo der Kellner mit dem Einspänner oder dem kleinen Braunen das obligate Glas Wasser bringt, und wo man hinter seiner Zeitung staunend zur Kenntnis nimmt, wie viele hochgestellte Persönlichkeiten in diesem Lokal verkehren; da gibt es Grafen und Barone, und wer gar nichts ist, ist wenigstens noch Herr Doktor. Die Frauen sind ausnahmslos gnädig – hier herrscht merkwürdigerweise Gleichheit! –, doch gibt es sogar noch Hofräte, auch wenn Bruno Kreisky und seine Kämmerer nicht in Schönbrunn residieren.

Dochdoch, wir gönnen der Kaiserstadt ihren ganzen verblichenen Glanz. Oder ist es purer Neid, der uns Eidgenossen befällt, wenn wir unversehens in diese gehobenen Kreise geraten, wo man eben zwischen Verdienst und Verdienen noch zu unterscheiden weiß und wo wir mit unserer schweren Zunge anstoßen und mit unseren klobigen

Schuhen auf den glänzenden Parketten der Palais leicht ausgleiten?

Aber es gibt in Oesterreich ja auch die Tiroler, die Steirer und die Kärntner, und sie werben für ihre Länder ganz ähnlich wie wir, mit hohen Schneebergen, grünen, saftigen Matten, mit Milchkühen und blauen Seen. Sind sie uns wenigstens nach dem Tod deshalb ein wenig gleicher? Wahrscheinlich haben sie seit früher Jugend blass mehr gehört über ihre Kaiser und Metternichs als etwa über Bertha von Suttner, wie ja auch wir besser Bescheid wissen über Tell und Winkelried als über «unseren» Pestalozzi.

Was ich an dieser Werbung mit dem Beinhaus zu Hallstatt schlecht ertrage: Wir alle haben, teils in der Wirklichkeit, teils auf Abbildungen, menschliches Gebein und tote Leiber genug gesehen, auch nach dem Zweiten Weltkrieg, gerade wieder bei den jüngsten Erdbebenkatastrophen. Viele liegen in Beinhäusern und Massengräbern, verschollen, ohne Namen. Die österreichische Fremdenverkehrs werbung aber sagt: «Wenn Sie ein Land kennenlernen möchten, in dem die Menschen auch noch nach dem Tode nicht gleich sind, müssen Sie vielleicht nach Oesterreich kommen.» Vielleicht? – Vielleicht auch nicht.

Nina

Klagelied einer langen Frau

Ja, lang bin ich. 1,76 m laut Dienstbüchlein, dazu 69 kg schwer und Grossmutter. Gut, das heisst aber nicht, dass ich die grösste, dickste und älteste Frau der Schweiz bin; es scheint aber, dass ich die einzige bin, die trotz Grösse, Umfang und Alter noch modisch angezogen herumlaufen will! Wieso ich das meine? He ja, wenn dem nicht so wäre, dann gäbe es doch auch für lange Frauen nette, modische, rassige Strickwaren zu kaufen. Gibt es aber nicht! Bei Grösse 40 hört die Mode auf und das «Mammeli-Zeug» beginnt! Traurig, aber wahr. Wobei zu sagen ist, dass die Konfektionäre, die Mäntel und Kleider machen, langsam begriffen haben, dass Frauen, die 44, 46 usf. tragen, auch gerne modisch gekleidet sind. Nicht begriffen haben's aber die Strickwarenfabrikanten, bei denen hört der Chic, wie gesagt, bei Grösse 40 auf! Wer grösser ist, ist selber schuld! Oder er soll seine Jacken und Pullis selber stricken. Was übrigens auch mit etlichen Schwierigkeiten verbunden ist, da in den

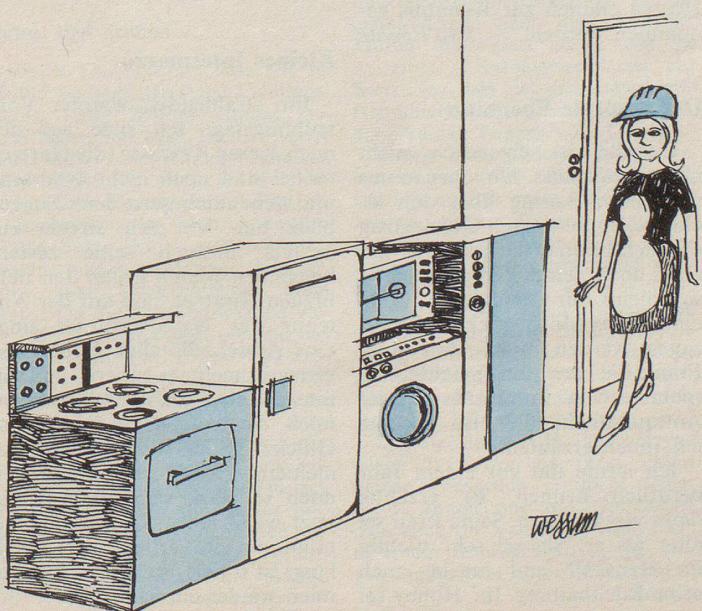
Strickheften ebenfalls bei Grösse 40 Schluss mit der Mode ist! (Da scheinen sich zwei Sparten verschworen zu haben – gegen die Langen – warum wohl?) Und was, wenn man nicht stricken will? Oder, oh Schreck, nicht kann? Dann ist man nach dem Willen der Strickwarenbosse gezwungen, als «Mammeli» verkleidet herumzulaufen! Jawohl!

Aus eigner trauriger Erfahrung heraus singe ich dieses Klagelied! Und dabei wollte ich doch nichts anderes als eine beige Wolljacke. Glattgestrickt, mit dreiviertellangen Ärmeln, Gürtel, Taschen. Fertig. Und mit diesem, man muss sagen durchaus legitimen Wunsch, begann mein Leidensweg durch 14 (in Worten: vierzehn!) einschlägige Geschäfte. Anscheinend verlangte ich etwas höchst Sonderbares, denn die Verkäuferinnen hatten fast durchwegs nur ein mitleidig-spöttisches Lächeln für mich übrig, wenn ich meinen Wunsch vorbrachte. Einer Frau meiner Länge scheint es verboten zu sein, eine moderne Wolljacke zu tragen! Die alte Golferform, die mir schon seit Jahren zum Hals heraußhangt,

soll wohl für unsereinen das einzig richtige sein! Stürzte ich mit einem Freudenschrei auf eine Jacke los: «Das ist sie!», dann wurde mir herablassend bedeutet: «Die gits nume bis zum Vierzgi.» Nur einmal wagte ich zu fragen, ob man sie nicht grösser bestellen

könne . . . dann verliess mich der Mut.

Fünf Läden «absolvierte» ich in einer mittleren Kantonshauptstadt, dann dislozierte ich in eine Uhrenmetropole, allwo ich meinen Leidensweg fortsetzte, an dessen Ende ich einen kleinen



Fabelhaft ist Apfelsaft



ova Urtrüeb
bsunders guet

Minderwertigkeitskomplex bei-
sammen hatte! Eine Freundin
richtete mich bei etlichen Tassen
Tee wieder einigermassen auf.
Ich weiss nicht, was sonst pas-
siert wäre.

Jetzt lass' ich mir die Wunsch-
jacke stricken, koste es, was es
wolle! Und dann besuche ich da-
mit einen Strickwarenfabrikanten,
lasse mich bewundern und
erreiche damit vielleicht, dass
Frauen meiner Länge von diesen
Herren endlich zur Kenntnis ge-
nommen werden! *Eva Renate*

Der besorgte Ehemann

Gobelins ist eigentlich nicht
mehr zeitgemäss. Nina hat es uns
mit ihrem Beitrag über den lä-
cherlichen bestickten Glockenzug
deutlich bewusst gemacht. Er hat
aber noch seine Berechtigung – so
scheint mir wenigstens –, wenn
ein antikes Möbelstück neu über-
zogen werden muss. Von einer
Frau, die das tun möchte, re-
spektive von ihrem Mann, der
Antiquitätenhändler ist, möchte
ich Ihnen erzählen.

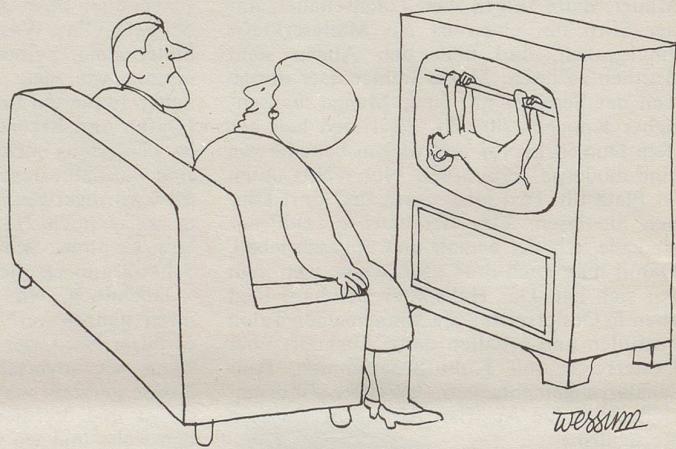
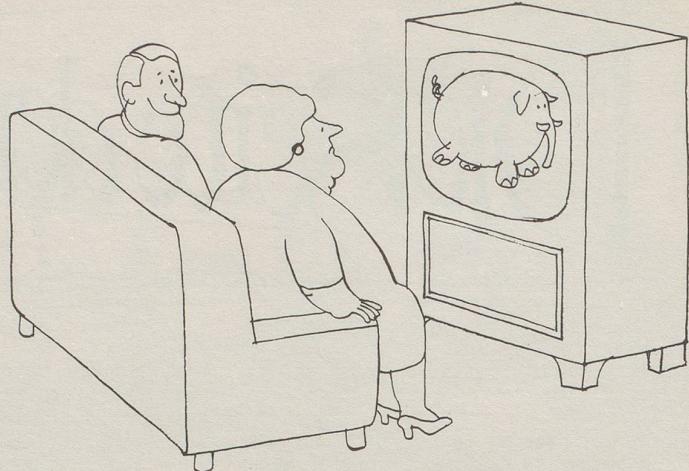
Ich lernte ihn vor einem Jahr
beruflich kennen. Er erzählte
dann viel Privates. Seine Frau sei
älter als er. Sie sei sehr tüchtig
im Haushalt und mache auch
seine Buchhaltung. Ihr Hobby sei

die Gobelinstickerei. Im Laufe
ihrer Ehe hätte sie schon viele
Fauteuils überzogen, die er dann
gut habe verkaufen können.
Jetzt, mit bald 70 Jahren, sei sie
aber doch recht kränklich ge-
worden, und er hätte ihr rund-
weg verboten, noch ein Stück zu
beginnen. Sie bitte ihn ständig
darum, aber er sage immer:
«Nei, Mameli, är würdi doch
nümme fertig, und äs wär de
schad ums Gäld.» Er wisse be-
reits, wen er heiraten werde, eine
Nichte seiner Frau, eine chäche
Vierzigerin, die er jede Woche
einmal in der Stadt treffe. An-
derntags war ich bei ihm zu
Hause eingeladen. Die Frau
kochte herrlich. Sie wirkte jung-
mädchenhaft, etwas bleich, aber
bei weitem nicht todeskrank. Als
wir schliesslich beim schwarzen
Kaffee sassen und ich bewusst
die vielen schön bestickten Mö-
bel lobte, sagte der Mann wahr-
haftig wieder den gleichen grau-
samen Spruch auf. Die Frau ver-
stummte. Wann immer sie sich
erheben wollte, um etwas zu ho-
len oder mich zu bedienen, sagte
er mit übertrieben besorgter
Stimme: «Bliib hocke, Mammali,
es chönnti dir schade, muesch
grüseli Sorg ha zue dr.» Er wollte
auch seine Hand auf ihr Knie
legen oder den Arm um ihren
Nacken. Sie schob ihn jedesmal
weg, und ein Ausdruck von ba-
rem Entsetzen zeigte sich auf
ihrem Gesicht.

Meine Reaktion war alles an-
dere als läblich! Ich brach die
Bekanntschaft sofort ab. Nach
Wochen der inneren Empörung
versank das schaurige Erlebnis in
tiefen Schichten. Sogar der Name
ist mir entfallen. Erst Ninas Go-
belin-Erinnerung hat alles wieder
heraufgeholt. Heute würde ich
aufstehen und dem Mann ins
Gesicht sagen: «Sie sind ein
Mörder.» Jetzt kann ich nur hof-
fen, dass er seine Geschichte hier
lesen wird. *Martha*

Kleines Intermezzo

Ein strahlender, warmer Vor-
frühlingstag: Ich sitze auf der
noch leeren Terrasse (die Garten-
möbel sind noch nicht draussen)
und gebe mich ganz dem Augen-
blick hin. Vor mir streckt ein
riesiger Strauch seine zarten,
hellgelben Blüten gegen den tief-
blauen Himmel, und auf der An-
tenne des Nachbarhauses singt
eine Amsel. Plötzlich öffnet sich
etwas in meinem Innern, und ein
intensives Gefühl durchströmt
mich. Was ist das? Sehnsucht?
Glück? Ist es möglich, dass in
meinem Alter Empfindungen
noch so stark sein können? Ja,
jetzt weiss ich's: So war mir zu-
mute, als ich verliebt war! Lang,
lang ist's her! Ach, ich möchte
mich wieder einmal verlieben...



WEISSMULLER

«Tschaus Mutti, das ist Clau-
dia.» Mein zwölfjähriger Sohn
ist eben von der Schule heimge-
kehrt und hat mir zum ersten
Mal seine Freundin vorgestellt.
«Mutti, wir möchten ein paar
Platten hören in meinem Zim-
mer.» Die zwei verschwinden,
und auch ich stehe auf und
denke: Ganz richtig, die Jungen
sind jetzt an der Reihe! Nun hat
also auch mein Jüngster schon
eine Freundin!

Ich gehe in die Küche und be-
reite das Nachtessen zu. Da er-
scheint auch schon mein Mann.
Und siehe da, er sagt: «Der See
ist so schön heute abend, und es
ist so mild. Wir könnten sofort
nach dem Nachtessen hinfahren
und im Park spazieren, aber nur
wir zwei, ohne die Kinder, was
meinst du dazu?» – Was ich dazu
meine? Ich werde mich so hübsch
machen wie möglich, denn ich
fühle mich so jung ...

Marie-Louise

Paris ist eine Reise wert – trotzdem

Eigentlich sollte man die Lie-
beserklärung für eine Stadt wie

Paris in andere Worte kleiden.
Einfach sagen «ich liebe dich»?
Nein, so einfach geht es nicht.
«Ich liebe dich, trotz allem?»
Geht auch nicht. Ist zu wenig
exakt, zu wenig ehrlich. «Ich
mag dich!» Nein, auch nichts.
Komisch, wieso fällt es mir so
schwer, den Ort zu lieben, wo ich
eine wunderschöne Zeit erlebt, ja
genossen habe, trotzdem! Eben
weil! Oder besser: gerade des-
halb!

Man könnte meinen, die
Hauptstadt Frankreichs sei noch
nicht genug besprochen, -sungen,
-schrieben worden. Drei Tage
sind nicht viel, nicht genug, um
Paris lieben oder kennen zu ler-
nen. Ein Jahr ist zu viel, um es
noch vorbehaltlos zu lieben! Es
ist nicht dasselbe, das sonntäg-
lich gekleidete Paris aus nächster
Nähe in drei Tagen gesehen, sei-
ne Düfte eingetauft, seine Lich-
ter gezählt und seine Leute ge-
sprochen, seine Straßen beschrit-
ten, seine Konzerte gehört, seine
Küche genossen, seine Gebäude
fotografiert oder aber sein All-
tagsgesicht in jeder Jahreszeit,
mit und ohne Touristen, in sich
aufgenommen zu haben. Es ist
ein anderes Paris, jenes mit sei-

nen arbeitenden Menschen, seien flinken Ameisen, die oft unscheinbar, ärmlich gekleidet frühmorgens in zerschlissenen Kleidern und Pantoffeln hinter einem Glas Wein oder Pernod am Comptoir eines Bistros stehen. Ameisen, die oft jahre-, jahrzehntelang in einem kleinen Zimmer wohnen, hoch über den Strassen, auf den Dächern der Herrenhäuser! «Le service», die Bedienenden. Morgens ein minutenlanges Warten, bis endlich ein Tropfen warmes Wasser durch das komplizierte Leitungssystem bis hoch hinauf aufs Dach gepumpt ist. Die Zimmer klein, feucht und schlecht geheizt. Kleine Nester. Die «heimelige» Atmosphäre hergestellt mit einem wackeligen Tisch, einem Bett, einladend mit alten Wolldecken zugedeckt, einer Kommode, einem eintürigen Schrank, Wände und Kleider feucht, stinkend. In diesen oder ähnlichen Räumen fühlen sie sich wohl, chez eux, trotz allem.

Was macht es schon aus, jahrelang in einer fremden Küche zu stehen, zu rüsten, Leckerbissen zu kochen? Andere essen sie oft ohne ein Wort des Dankes oder des Lobes. «Was macht es schon aus, man hat ein Bett!» Seltener oder nie wird es der guten Küchenfee erlaubt, ihre Kunstwerke selbst zu servieren, kaum je darf sie sich eines Lobes erfreuen, stolz sein auf ihr Werk. Die Herrin des Hauses lässt sich loben für die Auswahl der Speisen, den auserlesenen Wein, die Blumen auf dem Tisch, mit nichts verratend, dass da ihre Hände gar nicht so viel dazugehen...

Apropos: All die guten Speisen werden durch den Service-Eingang sechs Stockwerke hoch geschleppt. Der Herrschaftenaufzug (Lift) ist nicht für solche

Kleinigkeiten bestimmt, und ausserdem existiert er nicht für das Personal. Der Messinggriff der Lifttür wird dagegen jeden Morgen neu aufpoliert...

Ist es da erstaunlich, wenn man Paris oder vielmehr einen Teil seiner Bewohner kritischer betrachtet und sich fragt: Wo eigentlich sind da Gleichheit und Brüderlichkeit in dieser Republik zu suchen, wenn nicht nur auf den klingenden Münzen?

Sind wir ganz sicher, dass ähnliche Zustände in der Schweiz ausgerottet sind? Haben wir ein Recht, mit Stolz den Schweizer Pass vorzuweisen? Oder sollten wir nicht einmal das Bild von der sonntäglich gekleideten Schweiz genauer, kritischer ansehen? Vielleicht wäre auch dann die Schweiz eine Reise wert – trotzdem!

Vreni B.-K.

Noblere Konfitüre

Seit mir die Lösung des Kreuzworträtsels eröffnete, dass «noblere Konfitüre» Gelée ergibt, entlockt mir mein Frühstückstisch jeweils ein Nebelpalter-Lächeln. Bisher hatte ich mir diese Brombeer-Gelée ganz prosaisch einverlebt, ohne mir bewusst zu sein, eine noble Handlung zu vollziehen.

Gar nicht nobel kam ich mir vor, als ich mit Skihosen, Kopftuch und Regenmantel angetan, im taufrischen Gras eines Jungwaldes die Brombeeren aus dem Dornengestrüpp von den christbaumhohen Jungtannen herunter angelte oder sie mit schmerzenden Rücken unter den Tannen hervor an einem Grabenbord sammelte.

Die Beeren waren aber in so grosser Menge vorhanden und lockten in Grösse und Farbe, dass es nebst den unbequemen

Erscheinungen ein Labsal war, den Tannenduft einzutauen, der noch am morgendlichen Frühstückstisch einen Hauch verbreitet. Vergessen ist dabei, wie ich zerzaust, verschwitzt, dornenverkratzt und mit nassen, zerschlissenen Skihosen, aber mit prall gefülltem Kessel den Heimweg antrat. Dann stand aber noch die Arbeit des Durchdrückens und Einmachens bevor mit anschliessender Putzerei, ein richtiges Tagewerk.

Dafür darf ich nun «noble Konfitüre» essen! Alwine

Gehorchen statt midenken

Liebe Moni, Kinder, Kinder, Kinder... ich bin völlig mit Dir einverstanden. Auch ich habe zwei glatte Kinder und versuche, meine Sache als Mutter so gut wie möglich zu machen. Aber hast Du schon einmal versucht, beim Posten mit der Frau Müller von nebenan nicht über das Meieli und ihre Schulprobleme, sondern z.B. über das Projekt des Gemeindehauses, das zur Abstimmung gelangt, zu sprechen? Ich habe ein paar Freundinnen, mit denen es sich gut über eine Fernsehsendung oder den neusten Streifen im Kino reden lässt, auch über die Lektüre, die gerade aktuell ist.

Viele Mitschwestern scheuen Neues und Unbekanntes. Die allgemeine «Versorgung», die uns das Nötigste bietet (Essen und Unterkunft), lässt uns vielfach bequem werden. Zudem sind wir Frauen (ämel ich) noch viel zu fest aufs Zuhören und Gehorchen, anstatt aufs Mitdenken hin erzogen worden, meinst Du nicht auch? Solche wie uns gibt es viele, glaub mir. Wir müssen nur weitermachen und einander ermutigen. Mit gegenseitigen Hilfeleistungen könnte man sich etwas Freizeit und Verschnaufpausen für ein Hobby organisieren. Aber eben: me muess halt rede mitenand!

Verena

Bankusanzen andersherum

Sehr geehrte CH, Ihrem Problem des Frauengutes bin ich schon so häufig begegnet in der näheren und weiteren Verwandt- und Bekanntschaft, dass ich allmählich nur noch darüber seufzen kann. Darf ich Ihnen Ihre eigene Geschichte so erzählen, wie sie einer modernen Frau des Jahres 1977 angemessen wäre:

Mutter verdient ein paar Rappen ausserhalb des Hauses. Da sie über das Geld allein verfügen möchte, begibt sie sich zur Kantonalbank und lässt sich über ihre Rechte beraten – natürlich gratis. Sie eröffnet daraufhin ein Bankdepot, in das sie ihre Sparbüchlein und übrige Wertsachen legt. Da sie ihrem eigenen Manne nicht hundertprozentig traut, gibt sie ihm keine Unterschriftenberechtigung. In den ersten Tagen nach dem Tod der Mutter marschiert der – wie Sie schreiben – geldgierige Vater zur Bank, wo ihm der Schalterbeamte freundlich erklärt, er, der Vater, habe keinen Zugang zum Depot.

Buben und Mädchen sitzen nebeneinander auf der Schulbank. Warum nur, so frage ich mich seit Jahren, zeigen Frauen nach der Schule so wenig Interesse an finanziellen Dingen, seltsamerweise nicht einmal dann, wenn sie das Geld selber sauer verdienen müssen. Leider habe ich diese Erfahrung unzählige Male gemacht. Daran ist gewiss nicht der Bankbeamte schuld, der nach unserem geltenden Recht nur seine Pflicht tut.

Da Sie, liebe CH, anscheinend gegen das Vorgehen Ihres Vaters keinen Einspruch erhoben haben, bleibt Ihnen nur die Gewissheit, dass auch Ihr Vater sein Geld nicht in einem Rucksäcklein in die ewigen Jagdgründe mitnehmen kann.

Bettina

